

# Zum Münzschatz von Steckborn : Paradigma numismatischer Arbeit und ihrer Stellung im Museum

Autor(en): **Geiger, Hans-Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte = Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **38 (1981)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-167653>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Zum Münzschatz von Steckborn

Paradigma numismatischer Arbeit und ihrer Stellung im Museum

VON HANS-ULRICH GEIGER

1

Die spärlichen Kenntnisse, die wir für die Entwicklung des Münzwesens im 12. Jahrhundert besitzen, legten schon lange eine gründliche *Neubearbeitung des Münzschatzes von Steckborn* nahe. Einen konkreten Anstoß bot das 100jährige Bestehen der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft von 1979, das mit einer Ausstellung über die mittelalterlichen Münzschatzfunde der Schweiz in Freiburg begangen wurde. Die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung, für die der Schreiber als Präsident jener Gesellschaft mitverantwortlich war, führten durch einen glücklichen Zufall zur Wiederentdeckung des verschollenen Steckborner Münztopfes.

Als am 5. Juli 1883 in Steckborn bei der Renovation eines Hauses ein Topf mit rund 680 Münzen zum Vorschein kam, ahnten die Finder kaum, daß die Lösung des mit dem Fund verbundenen Rätsels noch nach 100 Jahren die Numismatiker beschäftigen würde. Schon im Herbst 1883 publizierte der junge ROBERT FORRER, der später mit seinem Standardwerk zur keltischen Numismatik Berühmtheit erlangte, eine Übersicht des Fundes in der Zeitschrift «Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde<sup>1</sup>». Der Schatz enthielt zum größten Teil bisher unbekannte Prägungen, und FORRER vermutete, daß diese Pfennige in der Umgebung geschlagen wurden und in die Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts gehören müssen. Die Forschung ist bis heute nicht viel weiter gekommen.

Schon bald nach seiner Auffindung wurde der Fund in alle Winde zerstreut. C. F. TRACHSEL aus Lausanne gelang es, wenigstens den Topf und etwa die Hälfte der Münzen zu erwerben. Ihm verdanken wir denn auch die entscheidende Publikation, die schon im folgenden Jahr erschien<sup>2</sup>. Er erfaßte 493 Münzen, die er in 36 Typen und 59 Nummern einteilte und auf fünf selbst gezeichneten Tafeln bildlich festhielt. Damit schuf TRACHSEL die Basis für jede weitere Beschäftigung mit diesem Münzschatz.

Alle Numismatiker, die sich mit der Zeit des hohen Mittelalters in Südwestdeutschland befaßten, haben sich mit diesem Schatz und der Interpretation von TRACHSEL auseinandergesetzt<sup>3</sup>. Keiner aber hat ihn von Grund auf neu bearbeitet. Daß dies nötig gewesen wäre, zeigt schon die höchst *unterschiedliche Deutung*. Umstritten ist nicht nur die Datierung – die Ansätze schwanken vom Anfang des 12. Jahrhunderts bis um 1200 –, sondern auch die Zuschreibungen der einzelnen Prägungen. Dazu kommt noch TRACHSELS Persönlichkeit, die recht schillernde Züge aufweist, so daß gesprächsweise selbst der ganze Fund in seiner Echtheit

angezweifelt und als übles und irreführendes Machwerk hingestellt wurde.

Für die Nordostschweiz und das Bodenseegebiet ist Steckborn ein *Schlüsselfund*. Er enthält Münzen, die zum größten Teil durch kein anderes Vorkommen belegt sind. Es sind dünne, viereckig ausgeschnittene Silberpfennige, deren Bilder aus rein linearen, umrißhaften Zeichnungen bestehen. Da die Ränder mit dem sogenannten Vierschlag nach der Prägung, wie deutlich zu erkennen ist, ausgehämmert wurden, um den Stücken eine etwas rundlichere Form zu geben, sind von allfälligen Umschriften nur noch spärliche Reste vorhanden. Teilweise hat die eine auf die andere Seite durchgeschlagen, was die Deutung der Münzbilder nicht erleichtert. Als sogenannte *Halbbrakteaten* stehen sie am Übergang vom zweiseitig geprägten Pfennig zum einseitigen Brakteaten. Neben diesen Halbbrakteaten befanden sich auch ein französischer Denar und drei deutsche oder italienische Münzen im Fund, die heute leider verschollen sind.

2

Im folgenden soll gezeigt werden, wie der Fund bearbeitet werden mußte, damit er zum Sprechen kommt, und was für Aufschlüsse wir von ihm erwarten dürfen.

Die erste Aufgabe gilt der *Materialsammlung*. Der Steckborner Schatz ist über Münzkabinette, Privatsammlungen und den Handel in Europa wie Amerika so zerstreut, daß er sich kaum in seiner Gesamtheit rekonstruieren läßt. Bis jetzt konnte der Verfasser 365 Exemplare festhalten, und es ist damit zu rechnen, daß sich die Zahl noch erhöhen wird. Hinzu kommen Nachweise in der Literatur, besonders in Auktionskatalogen, in denen sich einzelne Stücke verfolgen lassen. Von diesem Material sollte, wenn immer möglich, durch Photos oder Gipsabgüsse sowie die Ermittlung des Gewichtes und der Herkunft eine annähernd repräsentative Dokumentation erstellt werden. Sie dient als Grundlage für das weitere Studium.

Als zweiter Schritt sind die zusammengehörigen Serien auf *Stempelgleichheiten und Stempelverbindungen* zu untersuchen, und es ist die Stempelzahl zu errechnen, mit der einzelne Typen geschlagen wurden. Dies läßt nicht nur Rückschlüsse auf die Bedeutung der Emission zu, sondern erlaubt auch den Versuch, die Prägeabfolge und damit die relative Chronologie zu rekonstruieren. Als Erleichterung dieser langwierigen Arbeit bietet sich die photographische Vergleichsmethode an, die vom Chemisch-physikalischen Laboratorium des Landesmuseums entwickelt wurde<sup>4</sup>.

Eine sorgfältige *Gewichtsanalyse*, die statistisch ausgewertet werden kann, ermöglicht Hinweise auf Währungsverschiedenheiten, auf Münzverschlechterungen oder Abwertungen und gibt unter günstigen Bedingungen Anhaltspunkte für die Datierung. *Feingehaltsuntersuchungen* kommen in unserem Fall weniger in Betracht, da bei Silber auf zerstörungsfreiem Weg durch die Oberflächenanreicherung keine zuverlässigen Resultate möglich sind. Sie würden auch kaum relevante Schlüsse erlauben, denn bis ins 12. Jahrhundert waren die Pfennige noch nicht oder nur unwesentlich legiert.

Die *Ikonographie* dieser Münzen ist durch ihre schwere Erkennbarkeit gekennzeichnet. Infolge der mangelhaften Prägung erscheint das Münzbild fast ausnahmslos unvollständig; der Stil ist rein graphisch, ohne plastische Wirkung. Deshalb sollte die photographische Abbildung durch die Zeichnung ergänzt werden. Wenn wir die Mühe nicht scheuen, uns in diese Bilder zu vertiefen, entdecken wir durchaus originelle Motive und beträchtliche Qualitätsunterschiede. Es dominiert das geistliche Brustbild, zur Hauptsache von vorne, bei einem Typ auch im Profil; dazu kommen eine stilisierte Stadtansicht, das Agnus Dei, der Löwe, die Hand Gottes, ein Ritter zu Pferd mit Schild und Lanze und schließlich rein geometrisch-ornamentale Figuren.

Diese Bilder und Zeichen sind als Chiffren und Symbole für die Autorität zu verstehen, die hinter der Münzprägung steckt, für Herrschaftsbereiche also. Sie geben Hinweise auf die Prägeherren und leisten damit einen Beitrag zur politischen und wirtschaftlichen Topographie des Bodenseegebietes.

Eine schwierige Aufgabe freilich ist die Interpretation und die *Zuschreibung an mögliche Münzherren*. Auf der Vorderseite des am häufigsten vorkommenden Pfennigs finden wir das Brustbild eines geistlichen Herrn, auf der anderen die rückläufige Inschrift *ORARIC*, die als Ulrich gelesen wird. Nun kommen aber im Bodenseegebiet für das 12. Jahrhundert nicht weniger als acht Kirchenfürsten dieses Namens in Frage, zwei Bischöfe von Konstanz und je drei Äbte von St. Gallen und der Reichenau. Die Mitra bicornis, die liturgische Kopfbedeckung der Bischöfe, die auf einzelnen Stücken erkennbar ist, steht neben dem Bischof von Konstanz seit 1158 auch dem Abt der Reichenau zu, nicht jedoch dem Abt von St. Gallen. Auf letzteres Kloster deutet das Lamm hin, während der Löwe in Verbindung mit dem gepanzerten Reiter für das Geschlecht der Welfen stehen könnte. Vergleiche mit Siegelbildern helfen möglicherweise weiter.

Die *Qualität dieser Münzbilder* ist – abgesehen von ihrer mangelhaften Ausprägung – zum Teil so gut, daß sie mit der übrigen Kunst des 12. Jahrhunderts verglichen werden kann. So läßt sich beispielsweise die Reiterdarstellung in Beziehung zum hl. Mauritius bringen, wie er auf dem Sigismundsschrein des Klosterschatzes von St-Maurice (Mitte 12. Jahrhundert) vorkommt. Gleichzeitig drängt sich aber auch die Frage auf, weshalb man in einer Zeit hoher Kunst-

blüte der Münzprägung so wenig Sorgfalt angedeihen ließ. Im Gegensatz dazu steht die nachfolgende Epoche, die in den Brakteaten entzückende Miniaturen romanischer Plastik hervorbrachte. Dessenungeachtet haben wir auch in den schwer zu entziffernden Münzbildern der Steckborner Pfennige faszinierende Spuren hochmittelalterlicher Geistigkeit zu sehen.

Die *zeitliche Einordnung* des Fundes stößt auf ähnliche Schwierigkeiten wie die Zuschreibung der Münzen. Es steht zwar außer Diskussion, daß er ins 12. Jahrhundert gehört, doch die präzise Eingrenzung des Vergrabungsdatums blieb bis heute umstritten. An datierenden Elementen haben wir die wenigen Zürcher Pfennige, die noch dem 11. Jahrhundert zugerechnet werden, möglicherweise den Topf, die Münzlegende *ORARIC* als Hinweis auf einen der Ulriche und vor allem den französischen Denar. Je nachdem, ob es sich um einen Pfennig König Ludwigs VI. (1108–1137) oder Ludwig VII. (1137–1180) handelt, die genaue Zuweisung dieses Gepräges ist noch offen, ist der Schatz in die erste Hälfte oder in die Mitte bis zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts zu legen.

Für die *münz- und geldgeschichtliche Würdigung* kann ein solcher Münzfund nicht isoliert betrachtet werden; man muß ihn mit ähnlichen Funden derselben Epoche im Hinblick auf Zusammensetzung, Größe, Vorkommen oder Fehlen gleicher Typen sowie Prägungen ähnlicher Fabrik konfrontieren. Wirklich vergleichbare Funde fehlen aber für Steckborn gänzlich; am nächsten kommen jene von Leubas bei Kempten (um 1170) und Sindelfingen bei Stuttgart (um 1180), die eventuell Rückschlüsse auf die Zuschreibung und die Datierung der Steckborner Stücke und die Art des Geldumlaufs erlauben.

In seiner Zusammensetzung spiegelt unser Schatz die Geldverhältnisse der Gegend im 12. Jahrhundert. Durch seine Einmaligkeit und die spärlichen Urkunden, die zu dieser Thematik Aufschlüsse geben könnten, erhält er eine besondere Bedeutung. Er belegt, daß hier am Bodensee gewirtschaftet und gehandelt wurde, daß die Notwendigkeit eines – wenn auch nur als Lokalwährung umlaufenden – Zahlungsmittels vorhanden war. So werden wir an ihm die Münzgeschichte von Konstanz, St. Gallen, der Reichenau und weiterer Prägeorte neu aufrollen müssen.

Zur richtigen Beurteilung hat man den Fund von Steckborn in den Zusammenhang der *Geldentwicklung im Hochmittelalter* zu stellen. Das von den frühen Karolingern ganz der Krone vorbehaltene Münzrecht wurde von den sächsischen Königen vermehrt an verdiente Würdenträger, hauptsächlich an Bischöfe, weiterverlichen und von den Stammesherrn usurpiert. Das bewirkte eine zunehmende Zersplitterung, welche die Einheit der Reichsmünze aushöhlte und vom 12. Jahrhundert an zur Ausbildung regional verschiedener Währungen führte. Etwa gleichzeitig wurden die Pfennige in Mitteldeutschland, etwas später auch im Bodenseegebiet und Alamannien, nur noch als einseitige Brakteaten geprägt, während der Westen bei den zweiseitigen



Abb. 1 Ausschnitt aus Tafel I des Werkes von C. F. TRACHSEL, *Semi-bracteates inédites suisses et souabes du X<sup>e</sup>, du XI<sup>e</sup> et du XII<sup>e</sup> siècle, retrouvées en 1883, Lausanne 1884.*

Münzen blieb. Ursache für die Brakteatenprägung war ein deutlicher Gewichtsverlust. Wog der Denar Karls des Großen 1,7 Gramm, so verringerten sich die Pfennige in unseren Gegenden bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts auf knappe 0,5 Gramm, um später noch tiefer zu sinken. Genau an diesem Punkt steht der Schatz von Steckborn.

Im weiteren sollte untersucht werden, um *welche Art von Schatz* es sich handelt. Ist es ein Vermögen, das über längere Zeit zusammengetragen wurde, oder handelt es sich um eine Barschaft, die auf eine kurzfristige Zahlung zurückgeht? Mit schätzungsweise 680 Pfennigen entsprach der Schatz knapp drei Rechnungspfunden, was sicher als ansehnlicher Betrag, aber kaum als ein großes Vermögen einzustufen ist. Vergleichsbeispiele aus schriftlichen Quellen könnten dies möglicherweise verdeutlichen.

Für die *Interpretation des Fundgefäßes* stand bis jetzt nur die mangelhafte Zeichnung von TRACHSEL zur Verfügung, die ein verzerres Bild gibt. Der 1978 wiederentdeckte Topf wird dem Keramikspezialisten durch seine Größe, Form, Proportionen, Verzierungen, Tonqualität, Art der Formgebung und des Brandes Aufschlüsse liefern, die für die Einordnung des ganzen Schatzes relevant sind. Jedenfalls läßt die Kleinheit des Gefäßes die Vermutung zu, daß es nicht für den Gebrauch in der Küche, sondern speziell für die Aufbewahrung und den Transport von Geld hergestellt

wurde. Der Numismatiker tut sicher gut daran, in solchen Fällen den Keramikfachmann beizuziehen<sup>5</sup>.

Der *Fundort Steckborn* liegt in einem Siedlungsgebiet, das weit in die Vorgeschichte zurückreicht. Ein alamannisches Gräberfeld bezeugt, daß der Ort bereits im frühen Mittelalter Bedeutung besaß. Ein erster Münzschatz, bestehend aus karolingischen Denaren und abassidischen Dirhems aus der Zeit um 800, der 1830 gehoben wurde, unterstreicht die günstige Verkehrslage. Das Dorf gelangte in den Besitz der Abtei Reichenau und entwickelte sich später unter der geistlichen Herrschaft zur Stadt. Aus der frühen Reichenauer Zeit wissen wir nicht sehr viel; um so größeres Gewicht kommt auch in diesem Belang den beiden Münzfunden zu, die dokumentieren, daß der Ort für die Reichenau, für den Verkehr und das Wirtschaftsleben über das Alltägliche eines Klostergutes hinaus von Wichtigkeit war. Das Bodenseegebiet insgesamt war mit Konstanz und Rorschach als Markt- und Umschlagsplätzen von alters her eine Drehscheibe, besonders im Verkehr mit Italien über die Pässe Graubündens.

Es war *keine einfache Zeit*, in die der Schatz hineingehört. Die Reichsgewalt wurde durch den Investiturstreit geschwächt, erst unter Friedrich Barbarossa konnte sich ihre Autorität wieder festigen. Diese Schwäche benützten die Adelsgeschlechter zum Ausbau ihrer Herrschaftsbereiche,

während die geistlichen Fürsten der Gegend, denen eine gewichtige Rolle zukam, in die Parteikämpfe verstrickt waren: St. Gallen stand auf kaiserlicher Seite, die Reichenau und der Bischof von Konstanz unterstützten die päpstliche Partei. Bei allem haben die beiden Reichsklöster ihre große Zeit bereits hinter sich. Außerdem bringt das 12. Jahrhundert eine entscheidende *wirtschaftliche Umstrukturierung*, die sich in der Entwicklung des Handwerkertums und in der Gründung neuer Städte manifestiert, aber auch im Aufhören deutscher Münzfunde im Ausland.

Wenn der Münzschatz von Steckborn in seiner dokumentarischen Aussagekraft einmal herausgearbeitet sein wird, stellt sich die Frage, wie sich die Ergebnisse für ein allgemeines Publikum fruchtbar machen lassen. Münzen sind an sich keine Ausstellungsobjekte, trotz allen künstlerischen Qualitäten, die sie haben können; erst recht bieten die schwer zu entziffernden Prägungen aus Steckborn größte *Schwierigkeiten der Präsentation*, die aber im Dienste der Sache überwunden werden müssen. Es geht dabei um das Klären der Zusammenhänge, um das Anschaulichmachen der Geschichte. Das kann mit einem Topf voll Münzen prägnanter geschehen als mit irgendeinem Schriftstück, einer Urkunde; und letztlich steht auch hinter ihm der Mensch.

### 3

Der Fund von Steckborn und die Probleme seiner Bearbeitung zeigen die spezifischen Merkmale der *Numismatik als Wissenschaft*. Sie lassen vielleicht verständlich werden, aus welchen Gründen die «Unwissenheit in numismatischen Dingen» weit verbreitet ist und weshalb die Numismatik bisweilen als eine esoterische Wissenschaft verstanden wird, während sie landläufig mit Münzsammlerei oder gar dem Zusammentragen von Jahrgängen gleichgesetzt und abgetan wird<sup>6</sup>.

Was heißt nun eigentlich Numismatik? Es geht um nichts anderes als um die Auswertung der dokumentarischen Aussagekraft der Münze (lateinisch *nummus*), die Deutung ihrer Funktion und ihrer Erscheinungsformen. Numismatik heißt im weitesten Sinne Münz- und Geldgeschichte.

*Geld* als Instrument des wirtschaftlichen Austausches, als Wertmesser und Wertbewahrungsmittel ist aus den sozialen und wirtschaftlichen Tätigkeiten der menschlichen Gesellschaft schlechterdings nicht wegzudenken und somit ein kulturgeschichtliches Phänomen erster Ordnung. Bis vor wenigen Jahrzehnten bildete die *Münze* die wichtigste und für manche Epoche beinahe ausschließliche Form des Geldes. Vom Staat als Regal beansprucht, ist das Recht der Münzprägung seit je ein Zeichen der Souveränität und die Münze ein historisches Denkmal von unmittelbar zeitgenössischem Charakter, verknüpft mit Wirtschaft, Handel, Politik, Kultur und Religion. Außerdem ist sie eine der ältesten Formen von Massenproduktion und somit statistisch auswertbar<sup>7</sup>.

Entsprechend der großen Spannweite des Sachgebietes können die *Ansatzpunkte zur Numismatik* ganz verschieden sein. Die einen kommen von der archäologischen Fragestellung her, andere von der allgemeinen historischen Betrachtungsweise. Ganz besonders ist die Geld- und Wirtschaftsgeschichte angesprochen. Den Kunsthistoriker werden die ästhetischen Qualitäten des Münzbildes interessieren und den Kulturhistoriker die Ikonographie. Die Numismatik bietet Hilfestellungen für zahlreiche andere Wissenschaften, sie deshalb aber als Hilfswissenschaft einzustufen, kommt einer groben Verkennung gleich. Von der Methode her ist sie sowohl ein geisteswissenschaftlich wie auch – neuerdings – naturwissenschaftlich orientiertes Fach<sup>8</sup>.

Durch diesen Bezugsreichtum stellt die Numismatik zu hohe Anforderungen an Kenntnisse und Methode, als daß man sich nebenbei und ohne intensive Auseinandersetzung mit ihr abgeben könnte. Die Vielfalt der zu berücksichtigenden Probleme macht einerseits ihren faszinierenden Reiz aus, andererseits entsteht aus ihr die Schwierigkeit, sich ihr zu nähern. Die Folge ist *mangelndes Verständnis*, ja geradezu eine Scheu vor dieser Wissenschaft, Reaktionen, die auf allen Ebenen, in Museen wie an Universitäten, festzustellen sind und die zu einer notorischen Isolation der Numismatik führten – zum Schaden der gesamten Wissenschaft<sup>9</sup>. Diese Feststellungen machen den Mangel an fachlich ausgebildeten Numismatikern verständlich wie auch

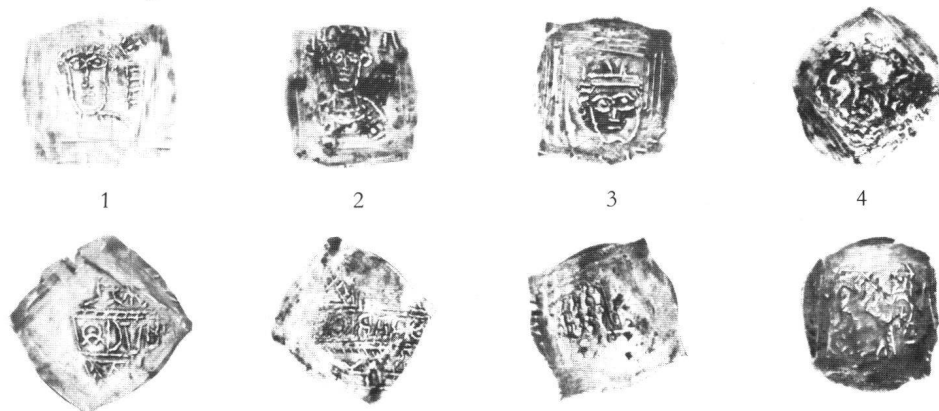
1 *Vorderseite*: Brustbild von vorne; *Rückseite*: Reste einer Stadtdarstellung mit rückläufiger Inschrift *ÖRAR[IC]* (Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

2 *Vorderseite*: Brustbild von vorne mit zweizipfliger Mitra; *Rückseite*: wie bei 1 mit *ÖRARIC* (Schweizerisches Landesmuseum Zürich).

3 *Vorderseite*: ähnlich wie bei 2; *Rückseite*: Hand Gottes (Thurgauisches Museum, Frauenfeld).

4 *Vorderseite*: Löwe nach rechts springend; *Rückseite*: gepanzerter Reiter mit Schild und Speer nach links; vgl. Abb. 1, Nr. 3–4 (Historisches Museum St. Gallen).

Abb. 2 Pfennige aus dem Fund von Steckborn





die Tatsache, daß Material von der Bedeutung des Steckborner Münzschatzes seit vielen Jahrzehnten brachliegt.

4

Einer Neubearbeitung des Münzfundes von Steckborn stellen sich allerdings gewichtige *Hindernisse* entgegen. Dazu gehören einmal die Schwierigkeiten und die Komplexität der Materie selbst, so wie sie geschildert wurden und die eine junge, ausgewiesene Kollegin vor der Aufgabe zurückschrecken ließen. Zum andern ist das Material so zerstreut, daß es in ganz Europa und darüber hinaus zusammengesucht werden muß, weshalb mit einem bedeutenden Zeitaufwand zu rechnen ist.

Die Arbeit kann am ehesten in Verbindung mit einem *Münzkabinett* geleistet werden, das die dazu nötige Infrastruktur besitzt. Münzkabinette sind Studiensammlungen im wahrsten Sinne des Wortes und bilden die Hauptarbeitsstätten der Numismatik. Vielfach standen sie sogar am Anfang der Museumsentwicklung, bildeten deren Kristallisationspunkte<sup>10</sup>. Numismatische Arbeit ist zudem in hohem Maße von einer umfangreichen Spezialliteratur abhängig, die kaum anderswo als in der Bibliothek eines Münzkabinetts zu finden ist.

Für die gestellte Aufgabe ist das Münzkabinett des *Schweizerischen Landesmuseums* wohl besonders geeignet. Sein ureigener Auftrag besteht ja darin, die schweizerische Münz- und Geldgeschichte zu dokumentieren und zu erforschen. Ohne wissenschaftliche Grundlagenforschung verlieren nämlich auch die übrigen Aufgaben eines solchen Instituts ihre Basis und letztlich ihren Sinn. Unser Münzkabinett besitzt mit 131 Exemplaren aus dem Münzschatz von Steckborn – dem größten Bestand neben dem Britischen Museum – eine ausgezeichnete Materialbasis. 41 Stücke davon sind alter Bestand, 90 spätere Erwerbungen, was die Wichtigkeit zielstrebigere Sammeltätigkeit unterstreicht. Dazu ist einiges, wenn auch nicht genügendes Vergleichsmaterial vorhanden, besonders auch durch die im Museum deponierte Münzsammlung der Zentralbibliothek Zürich.

Probleme, die sich für andere Museumsabteilungen in ähnlicher Weise stellen, treten in unserem Fall akzentuierter hervor. Für ein Institut wie das Münzkabinett des Schweizerischen Landesmuseums, das den doppelten Auftrag *eines Dienstleistungsbetriebes wie einer Forschungsstätte* besitzt – und das in führender Rolle –, ist ein Einmannbetrieb unzureichend.

Im Grunde genommen kann kaum die tägliche Routinearbeit bewältigt werden. Zunächst gilt es, den Ansprüchen der *Benützer* so gerecht wie möglich zu werden. Darin liegt die primäre Existenzberechtigung einer öffentlichen Sammlung. Das heißt aber auch, daß sie nur dann wissenschaftlichen Nutzen bringt, wenn ihre Bestände in Form von Fotos und Gipsabgüssen auch auswärtigen Benützern zu Studienzwecken zur Verfügung gestellt werden können, was immer mit einer ins Gewicht fallenden administrativen Arbeit und meist auch mit wissenschaftlicher Korrespondenz verbunden ist. Es muß über die Herkunft und die Eigenschaf-

ten der entsprechenden Münzen Auskunft gegeben werden, um dem Fragesteller zu ermöglichen, die richtigen wissenschaftlichen Schlüsse zu ziehen.

Die eigentliche *Betreuung der Sammlung* kommt neben den anderen Verpflichtungen in der Regel zu kurz. Für mehr als das Allerdringendste, nämlich die Neueingänge zu inventarisieren und einzuordnen, reicht es kaum. Der Zettelkatalog blieb schon vor Jahrzehnten stecken. Notwendige Ordnungsarbeiten – bei einem Sammlungsgut von rund 75 000 Münzen und Medaillen ein erheblicher Aufwand – und das Aufarbeiten von Altbeständen kommen nur schleppend voran. Die Beobachtung des Marktes leidet dermaßen unter Zeitmangel, daß der Sammlung wichtige Stücke entgehen<sup>11</sup>.

Zur Verwaltung der Sammlung gesellt sich die anspruchsvolle Aufgabe, *das anvertraute Gut zu erschließen*. Zunächst gilt es, die Bestände einem allgemein interessierten Publikum über die Schausammlung näherzubringen. Aus einer Münzsammlung läßt sich immer nur ein minimaler Bruchteil ausstellen, eine gut vorbereitete thematische Auswahl, die allenfalls periodisch ausgewechselt wird. Das zweite ist die Publikation wichtiger Bestände in Katalogform, wie es in unserem Fall für die keltischen Münzen geschah, die in KAREL CASTELIN einen ausgezeichneten Kenner als Bearbeiter fanden. Jetzt liegt seit längerer Zeit sein Manuskript zum Kommentarband vor, das immer noch einer eingehenden Redaktion harret.

Eine der dringendsten Obliegenheiten eines numismatischen Institutes ist die *Bearbeitung neuer Münzfunde*, die vor allem durch archäologische Grabungen zutage treten. Die Archäologen selber sind aus zeitlichen und meist auch aus fachlichen Gründen nicht in der Lage, ihre Fundmünzen zu bestimmen und auszuwerten, benötigen aber rasche Auskunft, um für ihre Grabungen die entsprechenden Schlüsse ziehen zu können. Die Bestimmung von Fundmünzen, die in der Regel erst gereinigt werden müssen, ist mit so zeitraubenden Nachforschungen verbunden, daß der Schreibende sich weigern mußte, den großen Anfall römischer Münzen aus dem Kanton Zürich zu bearbeiten, da allein diese Aufgabe zeitweilig zwei bis drei Monate pro Jahr beanspruchen würde.

Schließlich kommen noch die *Verpflichtungen nach außen* hinzu. Bei den wenigen ausgewiesenen Fachleuten der Numismatik kann sich der Konservator einer so bedeutenden Sammlung wie derjenigen des Landesmuseums öffentlichen Aufgaben nicht entziehen. So mußte der Verfasser im Interesse der Sache, die auch in jenem des Institutes liegt, führende Aufgaben im Rahmen der Schweizerischen Numismatischen Gesellschaft übernehmen.

Museen mit Münzsammlungen, denen es an einem ausgebildeten Betreuer fehlt, wollen beraten werden. Die Probleme, die sich dabei stellen, sind meistens komplexer Natur, denn es dürfte keine, auch nicht die bescheidenste Münzsammlung geben, die allein mit dem kleinen Finger betreut werden könnte. Deshalb ist die kollegiale Beratung von Museum zu Museum wichtig.

Immer wieder wird der Museumsnumismatiker als Experte für Aufgaben zugezogen, die nicht direkt in Verbindung mit dem Hause stehen. Als Beispiel diene der Beitrag zum Ausstellungskatalog «Zürcher Kunst nach der Reformation» (1981) oder die Bearbeitung der Rubrik «Numismatik» für die «Bibliographie zur schweizerischen Kunst und Denkmalpflege». Dazu kommt eine gewisse Präsenz an Tagungen und Kongressen.

Ein wichtiges Problem scheint dem Verfasser die *Lehrfähigkeit an der Universität* zu sein. Sie dürfte die beste Möglichkeit bieten, qualifizierten Nachwuchs heranzubilden und die Bedeutung der Numismatik im Gesamtgebiet der Geisteswissenschaften klarzustellen. In der Regel ist eine solche Lehrfähigkeit auf die Verbindung zu einer Münzsammlung angewiesen, weshalb der entsprechende Auftrag auch meist ihrem Betreuer erteilt wird, unter Berücksichtigung seiner Qualifikation. Der Verfasser hatte bereits dreimal die Gelegenheit, eine solche Lehrveranstaltung durchzuführen. Er ist dabei zur Erkenntnis gelangt, daß ein solches Unternehmen nur dann einen Sinn hat, wenn eine gewisse Kontinuität und Regelmäßigkeit gewährleistet ist. Die Belastung ist enorm, und der ganze Einsatz verpufft, wenn die vermittelten Kenntnisse nicht in weiteren Kursen gefestigt werden können.

Die Bedeutung eines Münzkabinetts, eines Museums überhaupt, liegt einmal in der Qualität der Sammlung und zum andern in dem, was die Betreuer daraus machen. Dazu gehören nicht zuletzt wichtige wissenschaftliche Aufgaben, die von keiner anderen Institution in Angriff genommen werden. Der Münzschatz von Steckborn ist nur eines der Beispiele. Auf die Tatsache, daß ein Einmannbetrieb für die Bewältigung der umfangreichen administrativen und wissenschaftlichen Aufgaben nicht ausreicht, wurde bereits oben hingewiesen. Ein ständiger Mitarbeiter, der sich in erster Linie um die Belange der Sammlung kümmern könnte, wie das bei anderen Abteilungen des Landesmuseums der Fall ist, wäre absolut gerechtfertigt. Temporäre Hilfen sind, so gut sie auch gemeint sind, ebenso sehr Belastung wie Entlastung. Der aktuelle Zustand bewirkt eine Zersplitterung, bei der man keiner Aufgabe gerecht wird und unweigerlich steckenbleibt. Da außerdem für ein Unternehmen wie die Bearbeitung des Steckborner Schatzes kein Terminzwang besteht, schieben sich laufend mit kurzfristiger Dringlichkeit andere Aufgaben dazwischen, die allzuoft nur von untergeordneter Bedeutung sind. Soll ein historisches Dokument von so erstrangiger Bedeutung aus den dargelegten Gründen weiterhin unbearbeitet gelassen werden?

## ANMERKUNGEN

Den Entwurf dieses Aufsatzes haben E. ABRAHAM, U. FRIEDLÄNDER, B. KAPOSSY, L. MILDENBERG und R. SCHNYDER durchgesehen. Für manche kritische Anregung bin ich ihnen zu Dank verpflichtet.

<sup>1</sup> Bd. 2, Zürich 1883, Nr. 3, S. 19–22, Tf. 5f.

<sup>2</sup> C. F. TRACHSEL, *Semi-bractéates inédites suisses et souabes du X<sup>e</sup>, du XI<sup>e</sup> et du XII<sup>e</sup> siècle, retrouvées en 1883*, Lausanne 1884 (Trouvaille de Steckborn).

<sup>3</sup> H. DANNENBERG, *Die Münzen der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit II*, Berlin 1894, 674–679; IV, 1905, 940. – Ders., *Die Münzen der deutschen Schweiz zur Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser*, Schweizerische Numismatische Rundschau 11, 1901, 395–409. – H. BUCHENAU, *Brakteatenfund von Holzburg*, Mitteilungen der Bayerischen Numismatischen Gesellschaft 26/27, 1908/09, 140. – J. CAHN, *Münz- und Geldgeschichte von Konstanz und des Bodensegebietes im Mittelalter*, Heidelberg 1911, 62–67. – H. BUCHENAU, *Beiträge zur Erforschung der schwäbisch-alemannischen Pfennige des 11.–13. Jahrhunderts*, Dresden 1911 (Sonderabdruck aus «Blätter für Münzfreunde», 6.–10. Jg., 1911). – O. ROLLER, *Die Münzen der Abtei Reichenau*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau*, München 1925, I, 546ff. – O. LANZ, *Die Münzen und Medaillen von Ravensburg*, Stuttgart 1927, 10–14. – D. SCHWARZ, *Münz- und Geldgeschichte Zürichs im Mittelalter*, Aarau 1940, 33–38. – E. NAU, *Der Münzschatz aus der Martinskirche von Sindelfingen*, Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 4, 1977, 67.

<sup>4</sup> Vgl. A. VOÛTE, *Eine einfache Methode zum Stempelvergleich bei Münzen*, Schweizer Münzblätter 22, 1972, 25ff.

<sup>5</sup> Erstaunliche Resultate ergab zum Beispiel der Topf des Münzschatzes von Winterthur-Holderplatz. Vgl. H.-U. GEIGER, R. SCHNYDER, *Der Münzfund von Winterthur-Holderplatz*, Schweizerische Numismatische Rundschau 53, 1974, 113–117. Beim Fundgefäß des Schatzes von Corcelles VD aus der Zeit um 1035, gefunden 1965, wurde erst kürzlich festgestellt, daß es sich um einen Topf aus römischer Zeit handelt.

<sup>6</sup> Zur Bedeutung der Numismatik und ihres Stellenwertes vgl. F. FRIEDENSBURG, *Die Münze in der Kulturgeschichte*, Berlin 1909, 15ff. – B. PICK, *Aufsätze zur Numismatik und Archäologie*, Jena 1931, 235. – V. TOURNEUR, *Initiation à la numismatique*, Bruxelles 1945, 3. – H. GEBHART, *Numismatik und Geldgeschichte*, Heidelberg 1949, 7. – PH. GRIERSON, *Numismatics*, Oxford 1975, 1–8. – M. R. ALFÖLDI, *Antike Numismatik*, Mainz 1978, I, 1ff. – R. GÖBL, *Antike Numismatik*, München 1978, I, 19ff.

<sup>7</sup> Ein ausgezeichnetes Beispiel für die Synthese von Münze und Geschichte ist die kürzlich erschienene Studie von L. MILDENBERG, *Bar Kokkba Coins and Documents*, Harvard Studies in Classical Philology 84, 1980, 311–335.

<sup>8</sup> Vgl. PICK (Anm. 6), 135. R. GÖBL, *Material und System, Grundsatzfragen über Konzeption und Konzept der antiken Numismatik*, Numismatische Zeitschrift 87/88, 1972, 17 und Anm. 4.

<sup>9</sup> Vgl. W. HÄVERNICK, *Numismatik - Aufgabe und Erlebnis, 1920–1973*, Hamburg 1975, 16: «Die meisten Historiker klammern unbewußt an der Vorstellung, daß man Geschichte nur anhand schriftlicher Nachrichten betreiben könne und daß Numismatik eben nur zu den «Hilfswissenschaften» zu rechnen sei. Nur wenige Forscherpersönlichkeiten (wie z.B. Ammann, Aubin, Jankuhn, Sprandel, Werner) wußten das von uns beigebrachte Tatsachenmaterial objektiv zu werten – und zu nutzen.»

<sup>10</sup> So geht beispielsweise die Münzsammlung der Zentralbibliothek Zürich bis auf die Gründung der Zürcher Stadtbibliothek im Jahre 1629 zurück; um sie herum hat sich dann die zürcherische Kunstammer entwickelt.

<sup>11</sup> Der Verfasser hat vor etwa sechs Jahren sich die Mühe genommen, den Aufwand der notwendigen Arbeiten und Aufgaben im Münzkabinett zu berechnen. Er hat seine eigene Arbeitskraft mit 100% eingesetzt (1 Arbeitstag pro Woche 20%) und kam auf eine Summe von 180%. Die Situation hat sich seither durch den Wegfall einer Hilfskraft noch wesentlich verschärft.